

## ■ Psychochirurgie nach dem Zweiten Weltkrieg

*Marietta Meier, Spannungsherde. Psychochirurgie nach dem Zweiten Weltkrieg, Göttingen (Wallstein) 2015, 392 S., 22 Abb., 42,00 €*

Am dramatischen Ende des Filmes *Einer flog über das Kuckucksnest* ist es eine kleine Narbe am Kopf des Protagonisten Randle McMurphy, die seinen Freund und Mitpatienten »Chief« Bromden dazu bringt, ihn mit einem Kopfkissen zu ersticken. Der vormalige Rebell gegen das Stationssystem einer psychiatrischen Klinik erscheint nach einer Lobotomie als willenloses, zufriedenes Wesen – und zugleich als Opfer einer machtmisbrauchenden Psychiatrie.

Die Veröffentlichung des Filmes erfolgte 1975 zu einem Zeitpunkt, als die Hochphase der Lobotomie oder Leukotomie überschritten war und die Kritik an dieser Methode deutlich überwog. Die beiden Begriffe werden überwiegend gleichbedeutend verwendet und bezeichnen einen psychochirurgischen Eingriff, bei dem zwischen Frontallappen und Thalamus des Gehirns Nervenbahnen zerstört werden. Die Psychochirurgie ist seither nicht verschwunden, sondern hat sich zu verfeinerten Anwendungen hin entwickelt und ist heute unter anderem mit der *Deep Brain Stimulation* als invasives, aber reversibles Verfahren gegenwärtig.

Marietta Meiers Studie behandelt die Hochkonjunktur des psychochirurgischen Eingriffs der Leukotomie/Lobotomie in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg im deutsch- und französischsprachigen Raum, mit deutlichem Fokus auf die Schweiz. Damit legt die Autorin erstmals eine Untersuchung der Psychochirurgie für diesen Länderkontext vor, nachdem sich bisherige Studien seit den 1980er Jahren vorrangig mit der Anwendung in den Vereinigten Staaten befasst haben. Dies mag auch dem Umstand geschuldet sein, dass die »Hochphase« der Leukotomien als therapeutisch verstandenes Mittel in den 1940er und 1950er Jahren vor allem in den

USA gegenwärtig war und von dort aus in die europäische Fachdebatte Einzug nahm.

Nachdem der portugiesische Neurologe Antonio Egas Moniz die Methode 1935 erstmals anwendete, fand sie zunächst kaum Zustimmung und Nachahmer. Meier geht nun der Frage nach, wie und warum die Psychochirurgie nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa für einen Zeitraum von etwa zwanzig Jahren als geeignet angesehen wurde, psychischen Erkrankungen den »affektiven Stachel« zu nehmen.

Die Auseinandersetzung mit der sprachlichen Metaphorik, das diskursanalytische Werkzeug der »Problematisierung« und das historiografische Verfahren des Perspektivwechsels (*Jeux d'échelles*) nach Jaques Revel lassen die Untersuchung zu einer gewinnbringenden Lektüre werden, die einen wichtigen Beitrag zur historiografischen Debatte insbesondere über die deutschsprachige Nachkriegspsychiatrie setzt. In neun Kapiteln wechselt Marietta Meier immer wieder zwischen Mikro- und Makroperspektive. Zunächst analysiert sie den Aufschwung der Leukotomie in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Rezeption der Arbeiten des US-amerikanischen Neurochirurgen James Watts und Walter Freeman (Kapitel 2). Wie die Autorin plausibel darlegt, gelang es den beiden Medizinerinnen 1942 mit ihrem Hauptwerk *Psychosurgery* durch die wissenschaftliche Konstruktion der »affektiven Spannung« ein *boundary concept* vorzustellen, das experimentelle Hirnforschung, klinische Forschung und psychiatrische Praxis dieser Zeit miteinander verbinden konnte.

Im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Debatte werden in den folgenden Kapiteln der Studie weitere Faktoren dargestellt, die für den zeitweiligen Aufschwung dieser psychiatrischen Behandlungsmethode relevant waren, so die Raumstruktur und Belegungssituation in den psychiatrischen Anstalten am Beispiel der Schweiz (Kapitel 3), die Rolle von Raumordnungen und Akteurskonstellationen bei Vorschlag und Anwendung des Eingriffs (Kapitel 5), Lai-

envorstellungen und Expertenmeinungen zur Psychochirurgie als »Heilmittel« (Kapitel 6), geschlechterspezifische Definitionen und Maßstäbe des »schwierigen« Verhaltens von Patient\_innen zur Rechtfertigung von Leukotomien (Kapitel 7), schließlich die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnis im Kontext der Operation (Kapitel 8) sowie die Bewertung des Rückgangs psychochirurgischer Eingriffe im Kontext der Einführung von Psychopharmaka (Kapitel 9).

Ein zentrales Element der Untersuchung ist die Konstituierung »schwerer Fälle« im klinischen Kontext und als Begründung für den Eingriff im Zusammenhang mit Persönlichkeitsvorstellungen der europäischen Nachkriegszeit. Überzeugend stellt die Autorin dar, wie die kritische Betrachtung von Persönlichkeitsveränderungen als »Nebenwirkung« der Leukotomien in Verbindung mit der angenommenen »schweren« Erkrankung der Patient\_innen in den Hintergrund trat (Kapitel 4). Mit der Annahme, »schwere Fälle« würden nicht mehr über einen »Rest gesunden Menschseins« verfügen, der ihnen durch den psychochirurgischen Eingriff geraubt werden könnte, sollte der Kritik begegnet werden, die Operation produziere »Zombies«. Hier zeigte sich nach Meier ein bildungsbürgerliches, »hierarchisches Persönlichkeitskonzept« in der Medizin, das den »Siegeszug« eines »vagen, holistischen Persönlichkeitsbegriffs« begünstigte. Demnach sei nach dem Zweiten Weltkrieg ein Verständnis der Persönlichkeit »als evolutionär wachsende, aber formbare Größe« dominierend gewesen.

Dieser Persönlichkeitsbegriff in Verbindung mit der realen Situation in den Kliniken und Anstalten förderte die Anwendung des Eingriffs bei »schwierigen« Patienten auf »unruhigen« Abteilungen. Es ist die besondere Qualität von Marietta Meiers Studie, sowohl die Metaphorik dieser Begriffe der ärztlichen Einschätzungen als auch ihre Interdependenz und Kontingenz innerhalb des Aufenthaltsverlaufs in einer Anstalt einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Deut-

lich werden auch verschiedene Facetten der Abwägungen von Angehörigen, deren Einwilligung die Operation meist erforderte. Befördert durch die Presseberichterstattung der 1940er und 1950er Jahre bestand dabei bei medizinischen »Laien« oft die Vorstellung, Leukotomien würden die organische Ursache psychischer Erkrankungen beseitigen oder unmittelbar beeinflussen oder Angehörige erhofften sich vom Eingriff »Erleichterung« für die Patient\_innen, obwohl auch sie die Nebenwirkungen der »Persönlichkeitsveränderung« fürchteten.

Plausibel stellt Meier heraus, dass die Ärzt\_innen dem Laienurteil von Patient\_innen und Angehörigen kein Gewicht beimaßen und so die Fachleute »eindeutig die Oberhand hatten«. Zugleich kann nicht übersehen werden, dass die Studie diese Dichotomie in gewisser Weise auch reproduziert, da neben den vielfältigen Perspektivwechseln und einbezogenen Faktoren die Betroffenen selbst kaum zu Wort kommen. Dies mag auch der einzige Kritikpunkt sein, der den Wert dieser ausgewogenen und aufschlussreichen Studie jedoch in keiner Weise schmälert. Vielmehr wünscht man sich, dass zukünftige Studien zur Psychiatrie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sich die methodische Ausrichtung und den Perspektivenreichtum von Marietta Meiers Arbeit zum Beispiel nehmen. So könnten verschiedene in der Studie angedeutete Themenkomplexe weiter untersucht werden, die ihren Rahmen gesprengt hätten. Wünschenswert, wenn auch methodisch herausfordernd wäre etwa eine genauere Betrachtung der psychochirurgischen Praxis in der BRD und DDR abseits der publizierten Fälle und eine vertiefende Untersuchung von derartigen Eingriffen bei Sexualdeviationen, wie sie die Autorin im Kontext der »zweiten Phase der Psychochirurgie« andeutet (Kapitel 9). Zweifellos bietet die Studie Marietta Meiers dafür einen gelungenen Referenzpunkt, an dem sich zukünftige Forschungen orientieren können.

CHRISTOF BEYER (BERLIN)